

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 184. Bromberg, den 13. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn.

Der Rottenmanner Tauern ist ein schwer und wuchtig gelagerter Gesteinsblock. Er ist ein Teil des obersteierischen Uralpenmassivs.

Am halben Hang klebt ein Gebirgsdörfchen, einige verstreute Balkenhütten, die sich in die Falten der von Wasser, Schnee, Sturm und dem Zahn der Zeit zerrissenen Berglehne ducken. Ein kleines Kirchlein, ein winziger Pfarrhof und das unvermeidliche Dorfwirtshaus vervollständigen das Bild.

Der Hang ist mit dichten schwarzen Tannen und lichten Lärchenbeständen bewachsen. Es sind Bäume, die schon hundert und mehr Jahre ihr rauschendes Haupt im Frühlings- und Herbststurm wiegen. Die Wurzeln fest im Granit verankert, spotten sie der anstürmenden, rüttelnden Winde, die ewig blasen und den Forst in stetem Rhythmus wanken und schwanken machen.

Alles in dieser Natur ist auf Gewalt eingerichtet. Die Berge, der graue, erbarmungslose Stein, der Frühlingsorkan und der Herbststurm, der Schnee und dann die Lawinen. Die Menschen aber, die da droben hausen, sind ein überaus kräftiges, schweisames Geschlecht. Im Wald und am Fels geboren, suchen sie ihr karges Leben im Wald und auf den Matten. Hier werden sie alt, hier sterben sie. Hinunter in das Tal gehen sie nur, wenn sie müssen. Und im Winter sind sie bis zum Schindeldach eingeschneit.

So lange die Männer jung sind, arbeiten sie im Hochforst. Werden sie alt, dann bleiben sie daheim, falls sie nicht im Laufe ihres arbeitsreichen Lebens vom Baum erschlagen werden. Der alte Bauer aber züchtet in diesen Gebirgsdörfern die stahlsehnigen kleinen Gebirgsöchslein, die sich in der Welt — bis zum menschenmordenden Krieg — einer großen Berühmtheit erfreut haben. Zu Hunderten und Tausenden gingen sie im Lauf der Zeit nach Schweden, nach Norwegen, in den Balkan und bis tief in den Ural hinein. Schönes Geld brachten sie den Züchtern. Diese grau- und lehmfarbenen Öchslein sind imstande, eine gute Fuhre Langholz mit eisernem Genick auf tief eingeschnittenem, mit Geröll bedecktem Gebirgsweg — oft im Steigungswinkel bis zu dreißig Grad — heil und ohne Schaden hinunter in das Tal zu bringen.

Und die Weiber?

Nun, die kümmern sich um die kleine Wirtschaft, das Milchvieh und die Kinder. Die werden halbdutzendweise in den Einödhöfen geboren. Die Buben werden kräftige, schweigsame, gottesfürchtige und verläßliche Männer, die Mädel brave Hausfrauen und gute Mütter.

Dann ist noch der Pfarrer da, in diesem Jahre — Anno Domini 1918 — schon stark gegen die Achtzig schreitend. Ein kleiner, noch immer beweglicher Herr mit silberweißen Krauslöckchen am greisen Haupte, einer stark mitgenommenen, einst schwarzen, jetzt grünlichen Soutane, einem barmherzigen Kindergemüt und einem goldenen Herzen. Der Herr Pfarrer Sebastian Tannhauser muß oft von seiner ebenso hoch bejahrten Köchin Vorwürfe hören, weil er immer wieder mit leeren Taschen heimkehrt von seinen Trostgängen. Die macht er jetzt, im vierten Kriegsjahr, Tag für Tag, um seine Waisen und Witwen ein wenig mit dem grausamen Schicksal auszusöhnen. Denn der Gevatter Tod hat furchtbare Ernte gehalten unter den Männern der steirischen Berge.

Da ist noch der Krauterer-Seppl — der Postbote —, der zweimal wöchentlich die tausendvierhundert Meter hinunter zur Eisenbahnstation steigt und die Post holt.

*

Es ist Oktober, ein böser, kalter, sturmbewegter Oktober. Schnee liegt schon genug am Berg, dicht vermummt sieht man da und die Gestalten, ein Weib, ein Kind, außerhalb der Gehöfte arbeiten. Holz muß kleingemacht werden, die Kuh gemolken, das Kleinvieh versorgt werden. Dünner Rauch steigt aus den Hütten. Nebel setzt ein; in leichten Schwaden drängt er sich an den Berg, wird dichter, legt sich in die Falten des Hanges, quillt auf und ab und rollt schließlich mit einem Stoß über Dörflein, Kirche und Wirtshaus.

Aus einer Hütte, abseits am alten Felssturz, steigt kein Rauch. Der Herd ist kalt. Die Hausfrau ist verstorben, der Hausherr seit vier Jahren „draußen". Der einzige, der vom öden Haus geblieben, ist der fünfzehnjährige Hannes Rottenmanner; der wohnt aber jetzt bei einer alten Muhme. Er hat seit dem Vorjahr das Amt des Dorfhirten inne und wartet, seitdem der liebe Herrgott sein Mutterle genommen hat, auf seinen Vater, den Holzknechtvorarbeiter Anton Rottenmanner, Korporal und — seitdem der Leutnant tot ist — Führer der Zweiten Maschinengewehrabteilung des Dritten steirischen Schützenregiments. Der Toni Rottenmanner ist „irgendwo draußen" und kommt sehr spärlich zum Schreiben. Seitdem die Mutter gestorben ist, schon gar nicht. Und der Bub wartet mit einem Sehnsuchtsstein im Herzen auf seinen Vater.

*

Neben dem Pfarrhof, in Respektsentfernung, war ein kleines Anwesen gebaut, einer jener alten Höfe, die seit urdenklichen Zeiten standen und dessen wettergebeizte, schwere Balkenwände jedem Ansturm der Zeit getrotzt hatten. An den Türpfosten war eine dünne Stange schräg hinaus genagelt, wie ein Finger, daran baumelte ein zerzauster Tannenbuschen. Einige gelockte Hobelspäne ergänzten das ehrwürdige Zeichen, das den durstigen Bauern kundtat, hier sei ein Wirtshaus und man bekäme außer Heidelbeerschnaps und Enzian auch Bier.

An der Längswand des Hauses war ein graues Brett über zwei grobe Klötze gelegt. Die Hausbank, auf der man an schönen Abenden nach der Arbeit saß und die Dämmerstunde genoß. Auf der Bank saßen zwei Kinder, ein schlan-

ter, breitschultriger Bub von fünfzehn Jahren und ein etwa achtjähriges Mädelchen. Der Bub hatte dunkle Kraushaare, ein schmales, ernstes Gesicht, braune Augen und einen festen, verschlossenen Mund. Ein vom Wetter völlig aus der Form gegangenes spitzes Hütchen mit einer Hahnenfeder saß im Genick. Ein grobes Hemd, an der Brust trotz Schnee und Kälte offen, eine vielfach geflickte kurze Lederhose vervollständigten den Anzug. Strümpfe hatte der Bub keine, und die blau angelaufenen Füße steckten in schweren Holzschuhen, mit denen er gedankenvoll an einen der Bankklötze trommelte.

Das Mädel war ein blasses, weißblondes Kind, mit schweren, langen Zöpfen, die um den Kopf gewickelt waren. Es hatte dunkelblaue Augen, lange Wimpern, magere, von der Kälte gerötete Arme und grobe Hände, die von viel Arbeit zeugten. Der Körper war mit hausgewebtem braunem Zeug bekleidet, die Füße schützten, wie beim Buben, Holzschuhe.

„Heut kommt der Sepp aber spät!“ meinte die Kleine und stieß mit dem spitzen Ellbogen den Knaben in die Seite. „Weißt, Hannes, heut bekommst bestimmt einen Brief vom Vattern!“

Sie blinzelte den Buben verstohlen an, der den Berghang hinabspähte. Der schüttelte ungläubig den Kopf. Das Mariele sagte ihm dies jedesmal, wenn die Post fällig war. Und immer war es nichts mit dem Brief vom Vater.

Hannes Rottenmanner, der Junge, hatte im Winter sein Dorfhirtenamt nicht auszuüben. Dafür wurde er aber Woche für Woche von einem Hof zum anderen gereicht. Dort bekam er Kost und Schlafplatz, dafür mußte er Holz kleinmachen, das Vieh füttern helfen und der Bäuerin — die Männer waren ja meist im Felde — zuspringlich sein in allen Dingen, die Weiber nicht verstehen und wozu ein Mann gehört. Diesmal aß und schlief er die Woche beim Dorfwirt. Der dicke Wastl Hirschgruber hatte dem Kaiser und Vaterland seinen Zoll in Form eines linken Armes geleistet und war seitdem daheim auf der Wirtschaft. Er war Witwer, eine arme Verwandte führte das Hauswesen, und das Mariele war sein einziges Kind.

„Na —“ sagte der Hannes nach einer Weile, „weißt, Mariele, mir is schon lieber, ich krieg' keinen Brief vom Vattern. Weißt, wann der Sepp dort unten beim Kreuz auffisteigt, dann klopft mir immerzu das Herz und ich denk: Hat er einen Brief oder net? Aber wann a Brief kommt, so steht halt immer für unser Dorf was Schlechtes drin — verwundet — vermißt — gefallen! Weißt, Mariele, da is es mir schon lieber, es komt kein Brief vom Vattern!“

Hannes hatte sehr ernst und etwas schwerfällig gesprochen. Jetzt langte er an die linke Seite und zog seinen Knicker (Messer mit stehender Klinge) aus der Tasche. Er begann an einem Holzklötzchen zu schnitzen. Mariele neigte leicht den Kopf und fragte:

„Was machst denn da, Bub?“

„Weißt“, antwortete Hannes, „ich mach' jetzt denselbigen Napolium von die Franzosen, den, der was am ganzen Krieg schuld is. Der wird ein Grauslicher, wenn er erst fertig is!“

Und das Mariele sah ehrfürchtig den geschickten Fingern des Buben zu, die Kerbe auf Kerbe in das Klötzchen einschnitten.

„A Nasen hat er schon!“ rief sie nach einer Weile begeistert. „Hannes, willst ma net a neuche Puppen machen? Die meinige hat keine Nasen mehr, und der eine Fuß is auch schon lang weg . . .“

Hanes nickte. Ja, er wollte ihr eine neue Puppe schnitzen — zu Weihnachten, wenn das Christkindl kommt.

Unter seiner Arbeit aber blickte er immer verstohlen den Hang hinab — der Postseppl wollte heute immer und immer nicht kommen.

*

„Zeit is für den Schmarrn!“ rief die alte Marei aus der Küche. „Tuts essen und beten, und dann ins Bett!“

Diesem strengen Kommando konnten die Kinder nichts entgegensetzen. Auch war die Dämmerung des Wintertages schnell und ohne Übergang gekommen. Kleine Lichtlein blitzten aus den Höfen am Berg, Augen, die in die Nacht sahen mit freundlichen Blicken. Die beiden traten in die Schankstube, zum schweren Eichentisch, da dampfte in grober Tonschüssel der Mehlschmarren und wartete. Eine Tasse Milch stand daneben zum Hinunterspülen.

Gäste kamen unter der Woche keine. Nur am Sonntag, wenn die noch nicht dienstpflichtige Jugend aus den Wäldern kam von der Holzarbeit, gab's Hallo. Und auch zeitweise eine nette kleine Rauferei. Der Enzianschnaps und die Achtzehnjährigen, die viel Geld im Holzschlag verdienten, waren gute Freunde. An solchen Radautagen saßen der Hannes und das Mariele unter dem Schuppen, horchten auf das Gejohle und freuten sich, wenn plötzlich die Türe zum Schankraum aufflog und einer der gar zu Lustigen in weitem Bogen in das Dunkel sauste. Im allgemeinen aber ging es friedfertig zu. Die Burschen sangen und tranken, lärmten ein wenig, dann krochen sie in ihre Schlafstätten und übertauchten den Sonntagsrausch.

Hannes spannte seine Fäuste. Wann würde er im Forste arbeiten können? Mit dem Vater natürlich. Kräftig genug war er, und die Axt konte er schwingen wie ein Großer. Im Wurf mit der schweren Waldaxt fehlte er keinen Baum auf zwanzig Schritte . . .

„Gute Nacht, Mariele!“ sagte er leise, wischte sich den Mund und ging in den Stall zu seinem Lager. Allein, im Dunkel, faltete er die Hände und bat seinen Herrgott um das Leben des Vaters.

Dann schlief er ein.

*

Am Sankt-Simons-Tage, dem 28. Oktober 1918, hastete der Postseppl über Schnee und Geröll bergaufwärts dem Dörflein zu. Der Alte keuchte vor Anstrengung, aber — er wollte die sieben Stunden Aufstieg kürzen — die Nachrichten, die er heute brachte, waren danach, seine alten Beine zu ungewöhnlichen Leistungen zu veranlassen. Der Pfarrer erwartete den Boten noch nicht und war baß erstaunt, als er eine Faust am Pfarrhofstore trommeln hörte und der Postseppl schweißtriefend und atemlos vor ihm stand.

„G'fehlt is, Herr Pfarrer“, stammelte der Seppl, „ganz g'fehlt — der Krieg is aus und verlor'n hab'n ma'n!“

Er setzte sich in den Lehnstuhl, den ihm der geistliche Herr hinschob.

„Mußt schon verzeihen, daß ich sitz', Herr Pfarrer, aber ich habe mir die Seel außig'rennt, damit ich zeitlich auffikommen tu. Darum, daß du die Leut rufen tust und ihnen sagst, der Krieg is aus!“

Der alte Priester trippelte aufgeregt in der Stube umher.

„Tu erzählen, Seppl, dem die Köchin ein Gläschen

„Tu erzählen, Seppl, tu erzählen, um des lieben Herrgotts willen, was is denn g'schehen?“

Und der Seppl, dem die Köchin ein Gläschen Enzian unter die Nase schob, schluckte, wischte sich den Mund und berichtete, daß unten auf der Eisenbahnstation der Teufel los sei. Keine Post — die Arbeiter vom Eisenwerk hätten Gewehre — der Bahnhof sei besetzt — kein Gendarm zu sehen, und eine große rote Fahne wehe vom Kirchturm des Bahnstädtchens. Ein Eisenbahnzug nach dem anderen fahre durch ohne zu halten, jeder voll bis auf die Dächer mit Soldaten . . .

„Die brüllen und schreien und schießen mit den Gewehren herum, das Leben kunnt ma verlieren, kannst es glauben, Hochwürdiger. Und jetzt werden die paar von die Unsrigen auch z'Haus kommen, und die Weiber muß ma verständigen . . .“

So schloß der Seppl seinen Bericht.

„Gott sei Dank!“ sagte der Pfarrer.

Indes er noch sprach, begannen die Berge, die Täler, die Wälder zu klingen. Wo immer eine Glocke noch im Stuhle eines Gebirgsdörfchens hing, ihre Stimme wurde laut, sie sandte die Botschaft des Friedens über die männerentblößten Bergdörfer.

Friede . . . Friede . . . Friede . . .

Das Meriele aber suchte in den nächsten Tagen vergeblich ihren Kameraden. Der war fort, hinunter, zur Eisenbahnstation. Jetzt mußte der Vater kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der ewige Matrose.

Skizze von Herbert Lestibondois.

Peter Röhrs, seit zwanzig Jahren Vollmatrose, ohne große Aussichten, es jemals in der Seefahrt zu etwas zu bringen, schlenderte den Kirchenmauerkai entlang und pfiff vor sich hin.

Die Treppe zum Fährdampferponton sprang er, immer zwei Stufen auf einmal, polternd hinunter, legte dann die Hände in Trichterform vor den Mund und rief mit mächtiger Stimme über das Wasser: „Margarete, ahoi!"

Von jenem Dampfer, dem der Ruf galt, löste sich ein Boot, das der Wachmann mit bedächtigen Armschwingen mählich der Anlegestelle entgegenwriggte. Dort angekommen, stieg Peter ein, flozte sich auf die Bootsbank und ließ sich zum Schiff hinüberfahren.

„Alles in Butter?" fragte der Mann am Riemen.

„Klar!" sagte Peter, streckte die Beine lang aus und lachte breit. „Ich hab abgemustert, gleich meine Heuer vom Bureau geholt und brauch jetzt bloß noch meine Klamotten zu packen. Dann hau ich ab!"

„Nana", meinte der andere, „wenn man alles gut geht . . ."

Peter setzte eine ungeheuer selbstsichere Miene auf. „Quassel nicht lange, Hannes! Wird schon gut gehen. In vier Wochen heirate ich die Jenny — und sitz in meinem eigenen Laden. Als Jantje ist nichts mehr zu hol'n. Schiet an Seefahrt!" —

Sie erreichten die „Margarete" und kletterten über die Strickleiter an Bord. Ihre Schritte knallten laut auf die stählernen Decksplatten.

Im Logis wurde Peter mit großem Hallo empfangen. Die nicht abgemusterten Kameraden umringten ihn lärmend und schütteten ihre Späße und Anzüglichkeiten über den Heiratskandidaten aus.

Peter aber winkte gleichmütig ab und stopfte Stück für Stück seiner Habseligkeiten in den Seesack. Als er damit fertig war, zog er aus der großmächtigen Brusttasche eine stattliche Schnapsflasche ans Licht, äugelte verliebt damit und stellte sie — batz! — mitten auf den Tisch. So war Peter nun mal!

„Jetzt wird noch einer verlötet", sagte er genießerisch, „und dann, Kinnings: ab durch die Mitte!"

Zweimal ging die Flasche reihum von Mund zu Mund. Für eine dritte Runde wollte der Inhalt nicht reichen.

„Schade!" gluckste Hannes und wischte sich die Lippen.

„Wat heißt hier schade, old Whisky-Hannes?" grinste Peter und langte in die andere großmächtige Brusttasche. „Wenn Ihr Schnapstrumps meint, Peter läßt sich nicht lumpen, dann habt Ihr eine verdammt niederträchtige Meinung von mir!" — Sprach's und stellte eine zweite Flasche auf den Tisch. Das war wieder mal ganz Peter Röhrs!

Als dann auch diese Flasche ihr Leben ausgehaucht hatte, schulterte er den Seesack und stapfte hinaus. Die ganze Crew folgte ihm johlend.

Bei der Strickleiter warf Peter seinen Seesack über Bord, so haarscharf gezielt, daß er mitten im Boot landete und der Kahn ob dieser unverhofften Last lustig Polka tanzte. Das Abschiednehmen ging kurz und schmerzlos vor sich: „By, by!" und „Mach's gut!" und „Gib der Jenny Saures!" — Das waren so die Worte. Und die Versicherung die ganze Crew würde natürlich ihren Bedarf an Rauchwaren vor jeder Reise in Peters zukünftigem Zigarrenladen kaufen, buchte er als erstes kaufmännisches Verdienst auf sein Konto.

*

Peter hatte die Jenny geheiratet. Vor zwei Wochen war die Hochzeit vom Stapel gelaufen. Und noch drei Tage nachher hatte der frischgetaufte Ehemann und Zigarrenladenbesitzer einen Duntje, der nicht von Pappe war.

Was soll man groß über Jenny sagen? — Sie war rundlich, klein von Gestalt, mit Pausbacken und giftig blondem Bubikopf gesegnet, rasch mit dem Wort und — nicht zu vergessen — ehemalige Witwe. Peter konnte man keineswegs ihre erste Liebe nennen. Das aber beruhte auf Gegenseitigkeit.

Der Laden des Ehepaares Röhrs lag in einer Nebenstraße der Hafengegend. Nicht eben üppig — immerhin: man konnte zufrieden sein. Allerlei Seemannsvolk ging ein und aus, mancher Hafenarbeiter.

Sie Sache ließ sich recht gut an. Jenny umhegte ihren Eheherrn und hielt vorerst ihre rasche Zunge im Zaum. Peter indes stand hinter dem Ladentisch, wo er sich allerdings ausnahm, als hätte ihn eine Bö mit Windstärke 11 zufällig dahin verschlagen, verkaufte „Sechs Juno" oder „Zwei leichte Zigarr'n zu'n Groschen" oder „Ein Paket Blinkfüer", machte mit diesem und jenem Kunden seinen kleinen Redetörn und — kassierte. Das Kassieren brachte ihm noch den meisten Spaß. Wenn das Geld ordentlich klimperte, bekam er sogar leichtsinnige Anwandlungen. Er sah im Geiste ganze Schnapsgalerien und eine feucht-fröhliche Seemannscrew in der Philadelphia-Bar . . . Doch, wir wissen es ja: so war Peter nun mal! —

Die Zeit verging. Und damit fand auch Jenny allmählich ihre spitze Zunge wieder. Das paßte nun Peter ganz und gar nicht. Das gab dann ebenso heftige wie komische Auseinandersetzungen, die noch regelmäßig damit endeten, daß Peter in die Ladenkasse griff, eine Handvoll Geld an sich nahm, die Mütze überstülpte und abtrudelte. Nachts wankte er dann blau dem ehelichen Schlafzimmer entgegen.

Jaja! Die Zeit verging . . . Und der Ehe, stellte sich heraus, war Peter auf die Dauer nicht gewachsen. — Eines Tages kam er zu Jenny in die Küche. „Du", sagte er, „die „Margarete" ist wieder da . . ."

„Na, und?" fragte sie böse.

„Wat und?" bollerte Peter los. „Da muß ich meine Leute mal wiedersehn. Das verlangt schon das Geschäft. Wenn die Crew bei uns kaufen soll, muß man auch kaufmännisch denken, Jenny. Mal ein' trinken, 'ne Runde ausgeben und so . . ."

Nun aber hätte man Jenny mal sehen sollen, wie sie die Bratpfanne auf den Herd knallte, die dicken Arme in die Hüften stemmte und kreischte: „Ha! Schönes Geschäft! Saufen willste wieder! Weiter nischt. Wat die dir bringen, bringste viermal wieder weg. Ich kenn dir doch genügend.. Und überhaupt: wat geht dir mein Geschäft an? Jawoll! Kiek man nich so dusselig! M e i n Geschäft! Du hast dir da bloß reingesetzt, reißt die große Klappe auf und jagst den ganzen Verdienst durch die Kehle. Wat biste überhaupt, hä? Soll ich sagen, wat du bist? Soll ich dir erst unter die Nase reiben, wat du für ein ganz gemeiner, hergelaufener . . ."

Peter hatte genug. Nein, er tat der Jenny nichts. Nö! Das wäre ihm selber zu dumm vorgekommen. Er hob sie einfach mit seinen kräftigen Armen hoch, so daß Jenny gar nicht mehr dazu kam, ihm etwas unter die Nase zu reiben, ließ sie eine Weile gehörig zappeln und setzte sie dann — plumps! — auf den Küchentisch, daß die Teller und Tassen klapperten. Als er das vollbracht hatte, lachte er freundlich und sagte: „So, Jenny! Da bleibst du jetzt 'ne Viertelstunde sitzen und muckst dich nicht!"

Jenny muckste sich nicht. Ihr waren längst Sprache und Spucke weggeblieben. Peter drehte sich auf dem Hacken um, ging in den Laden, schüttete den Inhalt der Kasse in einen Pappkarton, klemmte die Schachtel grinsend unter den Arm und machte sich auf den Weg in die Philadelphia-Bar. Dort, wo die alten Kameraden von der „Margarete" längst versammelt waren, wurden Peter und seine Schachtel himmelhoch gefeiert, indes Jenny auf dem häuslichen Küchentisch nicht eine Viertel-, sondern eine ganze Stunde hockte, alle Männer der Welt verfluchte und ihren runden Kullertränen ungehemmten Lauf ließ . . .

*

Nach drei Tagen kam Peter wieder an. Zwar enthielt die Pappschachtel, die er wieder mitbrachte, keinen Pfennig mehr, war aber dafür von der ganzen Crew der „Margarete" mit schönen Grüßen und Randbemerkungen für Jenny vollgekritzelt worden. Und Jenny, die inzwischen gelernt hatte, daß nicht gut Kirschenessen mit Peter ist, sagte keinen Ton, als er ins Schlafzimmer ging, seinen Seesack unterm Bett hervorholte und zu packen begann.

Auch Peter war friedlich und sprach beinahe zärtlich zu ihr. „Siehste, Jenny: das mit dem Zigarrenladen ist ja doch nichts für mich. Ich geh nu wieder an Bord, und

morgen schon fährt die „Margarete" raus. In die Levante. Dann hast du dein' Laden wieder für dich allein, und wir sehn uns bloß alle paar Monat' mal. Das ist für uns alle beide besser. Und weißt du, Jenny" — Peter schnürte den Seesack zu — „wenn ich dann wiederkomm, haben wir beide mehr voneinander!"

Jenny sagte noch immer keinen Ton, sondern heulte bloß. Als Peter aber die Mütze aufsetzte und den Seesack über die Schulter warf, trocknete sie ihre Tränen ab, langte in den Kleiderschrank und steckte ihm einen Zwanzigmarkschein zu. „So, Peter, denn reis' man los! Und ich wart denn auf dir . . ."

Die Wälle um Danzig.

Von Wolfgang Federau.

Die Geopolitik, die Geschichte als Raumgeschichte erfaßt und verstanden wissen will, rühmt sich zuweilen, eine neue Wissenschaft zu sein. Aber ist und wäre solches wirklich des Rühmens wert? Handelt es sich nicht eher hier darum, daß den Heutigen auf einem Umwege wieder klar gemacht werden muß, was frühere Geschlechter wußten und erst deren Nachfahren vorübergehend vergaßen?

Es gibt wenige Städte, die gleich Danzig den Beschauer bildlich, ja beinahe sinnlich darüber zu belehren vermögen, was das bedeutet: Raumgeschichte. In Danzig wächst einem dies Wissen zu, spielend beinahe, wenn man nur Augen hat zu sehen, wenn man nur einmal die Stadt an ihrer Peripherie umkreist.

Da sind nun die Wälle, die Danzig dort umgeben, wo die Siedlung in die sie umgrenzende Landschaft hinüber zu fließen beginnt. Sie sind noch heute da, im Osten und im Südosten der Stadt. Sie umrahmen das graue Häusermeer mit einem Gürtel zärtlichen Grüns und mit der spiegelnden Fläche des Stadtgrabens. An anderen Stellen sind sie gefallen, mußten sie den überlegsameren und nüchterneren Anforderungen einer anderen Zeit Platz machen. Aber schöne Baumreihen, breit angelegte Straßen und deren Namen — Elisabethwall, Dominikswall, Karrenwall — deuten auch dem Heutigen noch ihren einstigen Verlauf. So mag denn, wer mit dem Willen zu sehen, und mit der Fähigkeit, das Geschaute denkend zu verarbeiten, einen Rundgang um die Stadt macht, über die Wälle, über die Straßen auch, die einstmals Wälle waren, Schicksal und Geschichte Danzigs aus dem, was er hier und von hier erschaut, wie aus einer Bilderfibel ablesen. Daß er derart, so er nur stark genug das Lebendige, das noch den toten Stein umwittert, anschaut, Antwort erhält auf viele Fragen.

Die Wälle, soweit sie noch bestehen, so weit ihr einstiger Verlauf heute noch aus dem Bild der Straßen und Bauwerke, aus dem Namen dieser Straßen abgelesen werden kann, sind vorletzte Stufe einer Entwicklungsreihe städtebaulicher Art, die mehr als sechs Jahrhunderte umschließt. Die Kinder der Bewohner der Niederstadt, die auf den berasten Hängen dieser Wälle ihre wilden und harmlosen Spiele treiben, die abends unter den Kopfweiden längs des Wassers, längs des künstlichen Grabens am Fuße der Wälle nach seltenen und dickbepelzten Nachtfaltern jagen — die es hier noch gibt, ein paar hundert Meter vom Zentrum der Stadt, von Straßenbahnen, Kraftwagen und dem Lärm der Großstadt entfernt! — diese Kinder wissen noch nichts von der Geschichte der Stadt, die ihnen Heimat ist. Erinnerung ist an das Glück und die Trauer der Erwachsenen. Aber vielleicht faßt auch heute noch ein Vater abends bei sinkender Sommernacht, seine Kinder bei der Hand, macht mit ihnen einen Spaziergang über den Grüngürtel, der die Stadt umrandet, und erzählt ihnen von Gewesenem, so gut oder so schlecht er es weiß. Un vor kindlichen, neugierigen und glänzenden Augen erblüht das Schicksal einer Stadt, das Leben einer Stadt, die wie kaum eine andere seit ihrer Begründung auf Kampf und Trotz und die Notwendigkeit, sich seiner Haut wehren zu müssen, gestellt ist.

Solches lernt man sehend besser als lesend. Man erfährt, daß die Wälle angelegt wurden in einer Zeit, da die Technik des Krieges bereits andere Forderungen stellte, andere Voraussetzungen schuf. Man blickt von der Höhe der Wälle oder gar von der größeren Höhe des Bischofsberges hinüber über diese Stadt und man sieht und lernt, wie sie, langsam wachsend über die Jahrhunderte hinweg, gleichsam Jahresringe ansetzte, dem wachsenden Baum nicht unähnlich. Da ist der Kern der Altstadt, der Rechtsstadt — kaum gebaut, mußte man sie schon schützen gegen alle Angriffe von außen, schützen mit Mauern und Türmen und sonstiger Wehr.

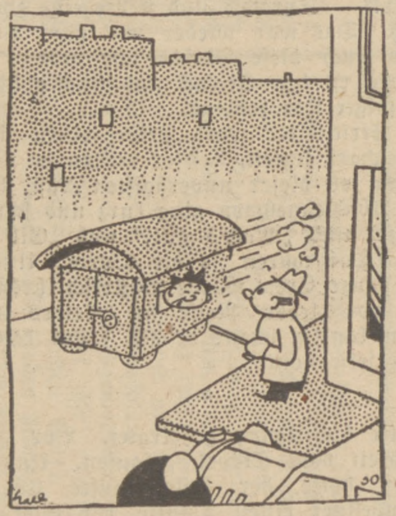
Aber die Stadt wuchs und wuchs, sie sprengte den engen Gürtel dieser Mauern, die dadurch ihres Sinnes und Zweckes beraubt wurden. Die verfielen und in Trümmer gingen, von denen nur noch Namen zeugen und Sagen und spärliche Gesteinsreste, Mauerreste, vom Zufall bloßgelegt. Die Mottlau, einst natürliche Grenze der Stadt, konnte dem Wachstum, dem Ausdehnungswillen der Bevölkerung nicht weiter Hindernis bleiben, über sie hinweg dehnte sich die Stadt nach Süden und Osten, es entstand die Niederstadt, frei lag sie, bloß und schutzlos wie ein neugeborenes Kind vor der angrenzenden Niederung. Das durfte nicht so bleiben, kostbares Gut an Menschenleben und Besitz mußte bewahrt, gehütet werden gegen alle möglichen und denkbaren Gefahren. So entstanden Wälle dort, wo man vielleicht früher Mauern erbaut hätte und Wehrtürme. So entstand das Zickzack der Bastionen mit ihren seltsamen Namen: Bastion Braunroß, Bastion Kaninchen, Bastion Bär und Aussprung und Wolf, Bastion Maidloch und zuletzt, schon ganz oben, bei Petershagen, Bastion Gertrud.

Bollwerk des Deutschtums im Osten durch viele wechselnde Jahrhunderte, das war Danzig. Das ist es geblieben auch heute noch, wo die Stadt längst ihren Charakter als eine trutzige Feste verloren hat. Offen liegt sie wieder und unbehütet nach allen Seiten — aber offen nur und schutzlos im militärtechnischen Sinne. In anderer und höherer Bedeutung bleibt sie das Bollwerk, das sie war. Weil es auch in der Geschichte der Völker der **Geist** ist, der sich den Körper baut. Der ihn stark macht und im letzten unüberwindlich.

Dieser Geist, der Danzig werden und alle Fährnisse der Zeiten überstehen ließ, spricht noch heute seine unmißverständliche Sprache aus Mauern und Türmen, aus Kirchen und Bürgerhäusern. Und wahrlich, wer diese Sprache versteht, der weiß: „Das deutsche Danzig bedarf nicht der Wälle und Mauern und Bastionen, um zu dauern."



Lustige Ecke



„Was ist das für ein sonderbares Fuhrwerk?"

„Das ist nur meine Frau, sie hat den Garageschlüssel verloren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.